

**Zeitschrift:** Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 74 (1996)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Bücherwelt

**Autor:** Sutter, A. / Kerr, Katharina / Schmuckli, Lisa

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ethnizität und Rassismus

**Veit-Michael Bader: Rassismus, Ethnizität, Bürgerschaft. Soziologische und philosophische Überlegungen. Verlag Westfälisches Dampfboot. Münster 1995. 181 S., Fr. 26.30.**

Das schmale Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert: Der erste enthält eine Abhandlung über Rassismus, Ethnizität und Nationalismus aus der Sicht der theoretischen Soziologie; der zweite ist ein kritischer Beitrag zur Kommunitarismus-Diskussion mit dem Fokus auf dem Konzept der Staatsbürgerschaft. Das Gegenstandsfeld ist weit; die Ansprüche des Autors sind hoch: Ein anderer hätte mit vorliegendem Stoff bald einmal ein Mehrfaches an Seiten gefüllt gehabt. Damit sind die stilistischen Eigenheiten angesprochen: Bader schreibt betont analytisch: dicht und trocken, beinahe lakonisch, terminologisch präzise, manchmal kompliziert und nie anbiedernd, ohne jedoch subjektive Zwischenbemerkungen zu unterdrücken. Der analytische Telegrammstil ist dem Verständnis für nicht bereits Eingeweihte kaum förderlich.

Veit-Michael Bader ist als Professor für Soziologie und Sozialphilosophie an der Universität von Amsterdam tätig. Er bezeichnet sein ehrgeiziges Unternehmen, in das sich das vorliegende Buch einreicht, als soziologische «Protheorie». Darunter versteht er die vorbereitende Klärung und Strukturierung eines Diskurs- und Gegenstandsfeldes zur möglichst präzisen Umschreibung jener Bereiche, für die es überhaupt sinnvoll erscheint, empirisch abgestützte, soziologische Theorien aufstellen zu wollen. Vereinfacht gesagt: Bader macht eine Auslegeordnung von Diskurs-

feldern; ohne jedoch den Anspruch zu erheben, bereits neue Theorien zu erarbeiten. Gegen den «weichen» Theoriebegriff der Postmodernisten setzt Bader auf das Ideal erklärungskräftiger Lokal-Theorien, die auf richtig gestellte präzise Fragen antworten.

Dieser etwas umständlich wirkende wissenschaftstheoretische Zugang hat für die LeserInnen einen entscheidenden Vorzug. Bader stellt im ersten Teil heterogene und einander teilweise widersprechende Ansätze zum Thema Rassismus und Ethnizität in Kürzestform dar und reiht sie in ein Gesamttabelleau ein. Dabei stützt er sich primär auf die neueren Theoriediskussionen im angelsächsischen Raum, die in der deutschsprachigen Rassismuskonversation oftmals immer noch viel zu wenig beachtet werden. Bader leistet damit nicht nur ein Stück Klärungs-, sondern auch eine ganz elementare Vermittlungsarbeit.

Nachdem er im ersten Kapitel sein etwas abschreckendes analytisches Instrumentarium ausgebreitet hat, macht sich Bader im zweiten Kapitel daran, den «Ethnizitätsknäuel» zu entwirren. Um ein allgemeines Tabelleau der Ein- und Ausschliessung sozialer Gruppen aufstellen zu können, unterscheidet er zwischen Zuschreibungs-Kriterien, Praxen der (Aus-)Schliessung und den Legitimations-Ideologien. Zum Beispiel: Wird ein äusserliches Merkmal wie die Hautfarbe zum Kriterium der Gruppenabgrenzung erhoben, so besteht die unmittelbar entsprechende Praxis in der rassistischen Segregation, Diskriminierung und Unterdrückung. Diese Praxis wird durch eine Ideologie des biologistischen Rassismus gestützt. Der Sinn einer scharfen Unterscheidung von Kriterium, Praxis und Ideologie besteht darin, auch all jene Fälle analysieren zu können, in denen eine Verschiebung statt-

gefunden hat. Zum Beispiel kann eine gleichbleibende rassistische Praxis durchaus mit wechselnden Ideologien legitimiert werden oder eine biologistische Ideologie kann in verschiedenen praktischen Kontexten unterschiedliche Bedeutungen bekommen.

Bader nimmt in diesem Zusammenhang klar Stellung gegen die Ausweitung des Rassismus-Begriffs im Rahmen zeitgenössischer Neo-Rassismus-Theorien. Sein Argument leuchtet ein: Man verschenke zu viel analytisches Potential, wenn alle verschiedenartigen Ausgrenzungs-Praktiken und -Ideologien unter dem Aushängeschild des «Neuen Rassismus» versammelt würden. In dieser «Nacht» wären dann wieder mal alle Kühe grau, was auch die Betroffenen der Mittel beraubt, klarer zu sehen, um sich besser schützen zu können. In einer kritischen Auseinandersetzung mit marxistischen Theorieansätzen wendet sich Bader zwar gegen Reduktionismus und unhaltbare Verallgemeinerungen; gleichzeitig unterstützt er aber ein wichtiges marxistisches Postulat, nämlich rassistische Ideologien und Praxen immer aus ihren spezifischen sozialen Ungleichheits-Kontexten heraus zu verstehen.

Befremdend wirkt, dass ein dermassen reflektierter Autor in einer Schlüsselfrage wie dem Konzept der Ethnizität trotz aller hyperkritischer Vorkehrungen im Grunde genommen eine ziemlich voreingenommene Position einnimmt. Als ob er die heftigen Debatten um den strategisch-instrumentellen Charakter ethnischer Kategorien am liebsten ignorieren würde, bezieht sich Bader ohne Umschweife auf eine objektivistische Definition ethnischer Grup-

pen. Und da nebst dem «Mythos gemeinsamer Abstammung» und dem «Heimatland» auch ein Moment «gemeinsamer Kultur» zu den objektiven Merkmalen ethnischer Gruppen zählen sollen, vertritt Bader folgerichtig einen essentialistisch gefärbten Kulturbegriff. Demnach lasse sich «ethnische Kultur» nicht auf Abgrenzungsprozesse reduzieren. Im Gegenteil: Bader übernimmt ungeschaut die doch sehr umstrittene Position von Anthony Smith, wonach «objektive ethnische Kultur» nicht nur den ethnischen Gruppen zugrundeliege, sondern selbst den «ethnischen Kern» politischer Nationen und nationaler Identitäten bilde. Es erstaunt nicht, dass Bader auf dieser Grundlage immer wieder in den vorherrschenden ideologischen Wortgebrauch von «Kultur» einschwenkt.

Dass ungeachtet dieses Schwachpunkts auch die Ausführungen über «ethnische Identität» durchaus anregend sind, ist der von Bader bevorzugten Darstellungsmethode zu verdanken, nämlich einander scheinbar ausschliessende theoretische Ansätze - in diesem Fall primordialistische und konstruktivistische Auffassungen von Ethnizität - so miteinander in Beziehung zu setzen, dass beide einander auf erhellende Weise ergänzen. Dahinter steht die Einsicht, dass die aus Gründen des akademischen Wettbewerbs übermässig stilisierten Entweder-Oder-Positionen oft mit Gewinn für beide Seiten in ein nicht beliebiges, sondern präzise konturiertes Sowohl-als-auch verwandelt werden können.

**A. Sutter**

## Demokratiethoretisch bedenklich – Politik und Medien in der Mediendemokratie

**Klaus Armingeon und Roger Blum (Hg): Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie. Verlag Haupt, Bern 1995, 181 Seiten, Fr. 42.–**

Wer ist heute, in der Schweiz wie fast überall auf der Welt, mehr an der politischen Willensbildung beteiligt, die Parteien oder die Medien? Die Antwort auf diese nur scheinbar rhetorische Frage lässt, zuende gedacht, grosse Bedenken aufkommen: Wenn es denn die Presse ist, so müssen wir uns stets klar sein darüber, nach welchen Kriterien diese, in der Marktwirtschaft zumindest, funktioniert. Andere demokratische Vorgaben als die rudimentärsten gesetzlichen Rahmenbedingungen haben die Medien bei uns ja nicht. Das Gesetz, nach dem sie arbeiten, ist das des Marktes. Massgebend sind da Einschaltquoten und Leserzahlen – so ist der redaktionelle Teil einer Zeitung nach Mark Twain die Rückseite des (lukrativen) Inserateteils. So war es, und so ist es ganz besonders heute, wo nach dem Niedergang der Meinungs- und Parteipresse und vor allem mit der Veränderung der Landschaft durch die elektronischen Medien geografisch und ideologisch scheinbar beliebig ausdehnbare «Anzeiger»-Märkte entstanden sind. Das letzte Beispiel, wie über den Anzeigenmarkt eine redaktionell besser gemachte alteingesessene Zeitung von einem Konkurrenzblatt in einem Rachefeldzug finanziell fertiggemacht werden soll, zeigt der jüngste Berner Zeitungskrieg zwischen der Angreiferin «Berner Zeitung» mit ihrem Verleger Charles von Graffenried und dem Berner «Bund»: Vordergründig ein Streit um lukrative Amtsanzeiger-Anteile und -Rechte, geht es hier eigentlich um die Verdrängung des finanziell bereits angeschlagenen «Bund».

Andererseits: Dass die Parteien ab und zu auf dem Medienklavier spielen und die Medien Parteien und ParteioxponentInnen in der Hand haben, dass also beide Seiten einander wohl und weh tun können, lässt sich vor jeder Abstimmung oder Wahl, während Sessionen und nach anderen events, ja im ganz normalen politischen Alltag unschwer nachweisen. So scheint die Schweizer Presse denn auch den Ruf zu haben, oder gibt sich gern den Anschein, solide und mit viel Eigenleistung gemacht zu werden und tendenziell der Fairness verpflichtet zu sein – nein, weist der Berner Publizistikprofessor Roger Blum nach, und: «Printmedien bieten häufig ein Bild der Widersprüchlichkeit, weil kontroverse Argumente zum Zug kommen und weil offensichtliche Fehlinformationen und Lügen, beispielsweise in Leserbriefen oder Inseraten, von niemandem richtiggestellt werden. Für die Rezipientinnen und Rezipienten ist es nicht leicht, zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen ... Und jene, die durch Printmedien vollkommen verwirrt werden und sich im Stich gelassen fühlen, können sich getrost dem Fernsehen zuwenden. Denn entgegen allen Unkenrufen kann nachgewiesen werden, dass auch unterhaltende politische Sendungen Wissen vermitteln.»

Dass die Verbindung von Politik, Medien und Markt eine explosive ist und «demokratiethoretisch bedenklich» (Klaus Armingeon) sein kann, haben elf Lektorinnen und Lektoren in einer Vortragsreihe an der Universität Bern im Wintersemester 1994/95 mit verschiedenen Ansätzen demonstriert. Diese Vorlesungen liegen jetzt in einem sorgfältig und mit ausführlichen Literaturangaben versehenen von den Berner Professoren Klaus Armingeon, politologischer Komparatist, und Roger

Blum, Medienwissenschaftler, herausgegebenen Sammelband mit dem schönen Titel «Das öffentliche Theater» vor (daraus stammt auch die oben zitierte Aussage von Roger Blum). «Medien und Politik», «Medien und Manipulation» «Journalistische Professionalität» versus Chancengleichheit von Regierung und Opposition», «Enthüllungsjournalismus» lauten die Titel der einzelnen Beiträge etwa, bei denen das understatement offenbar Programm war, das die Tiefe und Brisanz der darunter notierten Botschaften schon fast ironisch verschleiert. Die Beiträge, welche der Position der Medien und der JournalistInnen, der Beziehung zwischen Massenmedien und politischen Exponenten nachgehen, auch den Veränderungen in diesen Beziehungen seit der Nachkriegszeit, beschränken sich nicht auf Schweizer Verhältnisse, sondern beziehen Untersuchungen ein, die in Deutschland, Österreich und den USA gemacht wurden. Diese Studien erweitern nicht nur den Blickwinkel, sondern sie belegen auch, wie in unterschiedlichen demokratischen Systemen differenzierbar

unterschiedliche, aber auch gleiche Kriterien für die Rolle der Medien und ihrer Akteure im öffentlichen Theater massgeblich werden. Mit Tabellen und statistischen Schaubildern versehen, erfüllt dieser Sammelband wissenschaftliche und dokumentarische Ansprüche, und da die meisten der AutorInnen selber erfahrene Journalisten waren oder in ihrem akademischen Stil die lustvolle Diktion pflegen, ist die Lektüre dieser elf Beiträge mit Gewinn an Wissen und bestimmt auch mit Vergnügen verbunden.

Die AutorInnen sind: Klaus Armingeon (Bern), Roger Blum (Bern), Wolfgang Donsbach (TU Dresden), Hanspeter Kriesi (Genf), Wolfgang R. Langenbacher (Wien), Barbara Pfetsch (Berlin), Ignacio Ramonet (Paris), Ulrich Saxer (Zürich), Klaus Schönbach (Hannover), Holli A. Semetko (Amsterdam), Siegfried Weischenberg (Münster Westf.)

**Katharina Kerr**

## Produziertes und verwertetes Leben – markttauglich

**Olympe: Der verwertete Körper, selektiert, reproduziert, transplantiert. Heft 5/September 1996, Zürich, Fr. 19.- (im Abonnement: Fr. 36.-/erscheint zweimal jährlich. Zu bestellen bei: Elisabeth Joris, Gemeindestr. 62, 8032 Zürich)**

Die Geschichte ist noch präsent: einige Tagen zuvor hatte die Engländerin, Frau M., ihre Achtlinge allesamt verloren. Die Föten waren teilweise aus Platznot zerquetscht worden, die Mutter selbst musste hospitalisiert werden. Empört hatte man(n) sich letztlich über die Weise, wie

Frau M. ihre Achtlinge noch vor der Geburt vermarktet hatte. Kein Wort über die vorausgegangene, frauenverachtende Hormonbehandlung, kein Wort über die soziale (Not?-)Lage der Frau M. Und sicherlich kein Wort über die immanent logischen und konsequenten Fortsetzung der Vermarktung des Körpers selbst.

Die neue Nummer der Olympe wendet sich diesem vermarkteten Körper in Form von Reproduktions- und Transplantationstechnologien zu. Diese Technologien zwingen die WissenschaftlerInnen, Geburt und Tod neu zu definieren, um die fortschreitende Kommerzialisierung zu optimieren. Gene und menschliche Organe/Körperteile wer-

den zu einer Ware, die auf einem neuen medizinischen und wissenschaftlichen Markt gehandelt werden. Der Zugriff auf den Menschen als Gen- und Organersatzteillager widerspricht jedoch den grundlegenden Menschenrechten, beispielsweise der Unantastbarkeit der Würde des Menschen in seiner/ihrer Individualität. Dieser Konflikt zieht sich wie ein roter Faden durch die Texte der engagierten Autorinnen.

Ausgehend von der Geburt werden unter dem Stichwort «Reproduktionstechnologien» Theorie und Praxis der Pränataldiagnostik kritisiert und den Übergriff auf den weiblichen Körper thematisiert; in einem zweiten Teil, den Tod umzingelnd, geht es um die Transplantationstechnologien bzw. um die Kernfrage, wann denn der Mensch tot ist – oder vielmehr als tot gilt. Der dritte Teil greift die feministische Debatte um die Natur/Kultur-Dualität auf. Der vierte Teil schliesslich geht auf die europäische bioethische Diskussion ein und streift hier die aktuelle Gen-Schutz-Initiative. Abgerundet wird diese volle Materialsammlung mit feministischen Neuerscheinungen zu diesem komplexen Thema.

Aus der Fülle der Texte greife ich im folgenden einzelne Artikel heraus: Ahia Zemp beschreibt in ihrem Artikel die Einsamkeit schwangerer Frauen, die mit der Pränataltechnologie konfrontiert werden: einer 32-jährigen Frau, im vierten Monat einer unproblematischen Schwangerschaft, wird vom Arzt ein sog. Routine-Bluttest vorgeschlagen. Nach Zögern willigte sie in den Test ein; das Testresultat, telefonisch mitgeteilt, zeigte schwere Missbildungen des Fötus. Der Arzt riet zum Abbruch und lobte die Frau nach der Totgeburt im Spital für ihren «mutigen Schritt». Danach war die Frau alleine: alleine mit ihrem Schock, mit den zerstörten Hoffnungen, Träume und Erwartungen im Zusammenhang mit ihrem Kind und einer familiären Zukunft, alleine mit den Schuldgefühlen, mit dem überrollenden

Tempo des Arztes. Erst in der Therapie wurde es ihr möglich, den Gefühlen geschützt nachzugehen. Und die Wut zu erfahren, nach dieser eingeleiteten Totgeburt keine Kinder mehr bekommen zu können. Ahia Zemp macht hier auf die Parallelen zwischen sexuellen und technologischen Übergriffen aufmerksam. «Die Einsamkeit in der Auseinandersetzung mit den Konsequenzen der Anwendung von Reproduktionstechnologien ist vergleichbar mit der Einsamkeit der Frauen, die als Kind sexuell ausgebeutet wurden» (22). Wer kümmert sich um die Frauen, die die Gesellschaft und die Mediziner in eine «Schwangerschaft auf Probe» (Ruth Hölzle-Baumann) zwingt, die je nach Befund bzw. Interpretation von Datenmaterial abgebrochen oder fortgesetzt wird? Ahia Zemp stellt diese Frage nochmals anders: Ist angesichts dieser Situationen überhaupt feministische Therapie noch möglich – und zwar im Dilemma zwischen Stärkung des Selbstvertrauens und der individuellen Wünsche der Frauen und Technologien, die letztlich das menschenverachtende System, die traditionellen Rollenbilder und Arbeitsteilungen erhalten?

Die körperliche Selbstwahrnehmung der schwangeren Frauen, die durch die fremden, sprich: ärztlichen Eingriffe und Zuschreibungen entsubjektiviert und damit verobjektiviert werden, beschreibt Barbara Duden. Duden zeigt historisch auf, wie die Frauen von ihren Föten getrennt werden und wie der Fötus «bio-juridisches Leben» (34) wird. So kann sich zwischen schwangerer Frau und Fötus der Staat bzw. die Wissenschaften stellen, die nun beide ihren Fötus schützen wollen. Damit wird nicht nur der Körper der Frau enteignet, das Erlebnis Schwangerschaft entfremdet, der Fötus zu einem intrauterinen Rechtssubjekt; Amerikanerinnen prägen bereits den Ausdruck, dass damit die schwangere Frau den Vormund/das Gesetz im Bauch haben. Die Entfremdung der Selbst-Wahrnehmungen bringt Duden

mit folgender Episode auf den Punkt: «Wie geht es Ihnen heute?» habe ich kürzlich einen gefragt. Und als Antwort gab der mir zurück: «Das kann ich Ihnen erst morgen sagen, wenn mir das Labor den Befund geschickt hat». Wem es so «geht», wer nur weiss, wie er sich selbst fühlt, wenn er seine aus technischen Verfahren ablesbaren Parameter kennt, für den kann auch das *Faktum Mensch* zum Resultat eines Laborergebnisses werden»(38).

Wenn der Mensch zum Laborergebnis wird, dann ist es nur noch ein kleiner Schritt zum Kind nach Katalog bzw. Mensch nach Mass. Der Arzt/der Mann in der Rolle eines Gott-Vaters, der seine Nachkommenschaft ohne Frauen zu zeugen und zu erschöpfen weiss?

Was exemplarisch Frau M. aus England zur Reprotechnologie darstellt, zeigte der Fall von Frau P. aus Deutschland 1992 für die Transplantationstechnologie: Frau P. wurde für Hirntod erklärt; die Ärzte fragten die Angehörigen um Organspenden an und dabei stellt sich heraus, dass Frau P. schwanger war/ist. So versuchte man Frau P. klinisch am Leben zu erhalten (die Grenze der Sprache ist erreicht!), um den Fötus zu retten. Der Versuch endete mit einem Spontanababort. Anhand dieses «Falles» zeigt Ruth Gonseth auf, wie die Medizin die Diagnose «Hirntod» einführte, um die Organspendemöglichkeiten auszudehnen. Unlösbar der Konflikt der Transplantationstechnologie: «Zwei an und für sich absolute Werte stehen dabei im Wider-

spruch: einerseits das Recht der Organ spendenden auf körperliche Unversehrtheit und einen würdigen Tod, andererseits das Recht der Organempfangenden auf Leben und medizinische Hilfe»(80). Wann also ist eine Person «in Würde zu Ende gestorben»? Wie lässt sich der verfassungsrechtlich garantierte Persönlichkeitsschutz über den Tod hinaus praktizieren?

In dieser Auseinandersetzung ist immer wieder auch die Rede vom australischen utilitaristischen Moralphilosophen Peter Singer. Singer wäre nicht ernstzunehmen, würde er nicht Politik mitschreiben. Martina Meier zeigt nun in ihrer exemplarischen Analyse auf, wie Singer Kriterien für die Bewertung menschlichen Lebens erstellt und damit Juristen und Gesetzesmachern in Parlamenten in die Hand arbeitet und damit auch die Bioethik-Diskussion in Europa prägt (vgl. S. 118ff.).

Die Texte zeigen kein Horrorkabinett, sondern alltägliche Realitäten. Und in dieser Realität mehr Fragen als Antworten, mehr schnelle Handlungen als Reflexionen und eine hilflos wirkende, den Sachzwängen nachhinkende Gesetzgebung, die sich noch ethische Feigenblätter umzuhängen wagt. Die Condition humaine *ist* in ihrem Kern, Geburt und Tod, getroffen. Diese Einsicht in die Notwendigkeit zwingt zu Auseinandersetzungen, und zwar öffentlich.

**Lisa Schmuckli**

## Der globale Kapitalismus

**WIDERSPRUCH 31: Globalisierung – Arbeit und Ökologie, 2. Auflage, Zürich 1996, 220 Seiten, Fr. 18.-; im Buchhandel oder Widerspruch, Postfach, 8026 Zürich**

«Globalisierung – Arbeit und Ökologie» – Unter diesem Titel präsentieren sich im Widerspruch Nr. 31 verschiedenste Aufsätze, die die herrschende Ideologie des globalen Kapitalismus von unterschiedlichen Werten aus beschreiben, erklären und – wie es sich für den Widerspruch gehört – kritisieren. Bereits im Editorial wird deutlich, was heute mit dem Schlagwort «Globalisierung» gemeint ist: «Es geht um die Öffnung der Märkte unter dem Regime der Welthandelsorganisation (WTO), freie Zirkulation des Finanzkapitals, Aufhebung des nationalen und sozialen Schutzes der Arbeitskraft, Aushöhlung der Sozialgesetze und der Kollektivverträge – um Kapitalismus pur, nicht mehr um Soziale Marktwirtschaft.» (S. 3)

Die Kritikansätze, die in diesem Band vereinigt sind, sind vielfältig. Sie reichen von der Analyse der globalen Ökonomie als Weltwirtschaftskrieg (Altvater und Mahnkopf) über die Kritik an der Ökonomisierung der Umweltpolitik (Brüggen) bis zu einem sozialdemokratischen Programm einer zukünftigen Finanzpolitik, die gegen den Sparpopulismus eine sozial gerechte Verteilungspolitik entwirft (Strahm). Ein zweiter gewichtiger Block beschäftigt sich mit der Frage der Arbeitsumverteilung und neuer Arbeitsmodelle in der globalen Wirtschaft. Die Analysen richten sich dabei unter anderem auf die Umverteilung von Arbeit und Einkommen (Madörin), auf die Arbeitszeitreduktion als Mittel gegen die Arbeitslosigkeit (Rieger) und auf das Konzept eines sekundären Arbeitsmarktes (Knöpfel). Marginalien und Rezensionen runden den gesamthaft interessanten, jedoch etwas gar heterogenen Band ab.

**Peter A. Schmid**